

Rede Lüneburg 1.3.2015

Gedanken über Menschen und Landschaften

Sehr geehrte Frau Ministerin, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, sehr geehrte Frau Museumsdirektorin, meine sehr geehrten Damen und Herren,

Heute ist ein schöner Tag für Lüneburg: Die Stadt bekommt ein modernes und sehr bemerkenswertes Museum, das Maßstäbe setzt. In diesem Museum geht es nicht nur um Natur oder Kultur, sondern hier werden Beziehungen zwischen Natur und Kultur, zwischen dem Menschen und seiner Umwelt dargestellt. In diesem Museum erfährt man nicht nur etwas über Tiere oder Gesteine und nicht nur etwas über Zeugnisse der reichen Kultur der Hansestadt Lüneburg. Sondern es geht darum, zu verstehen, wie Natur den Menschen prägte und wie der Mensch die Natur veränderte. Er zerstörte sie nicht nur, sondern er gestaltete sie, und dabei ist viel Bemerkenswertes entstanden. Auf der Website des Museums Lüneburg heißt es dazu: „Auch wenn Natur und Kultur in einem wechselseitigen Wirkungsverhältnis stehen, bildet die Natur doch die Grundlage der menschlichen Existenz. Nur wenn es in Zukunft gelingt, Natur im Sinne der ökologischen, ökonomischen und sozialen Nachhaltigkeit zu nutzen, kann der Lebensraum des Menschen mit seinen Kulturgütern erhalten bleiben.“

Eigentlich liegt es sehr nahe, ein solches Museum „Natur – Mensch – Kultur“ gerade in Lüneburg aufzubauen, in einer Stadt, die man gemeinhin mit dem kurzen Spruch „Mons, pons, fons“ beschreibt. Es gibt hier also von Natur aus einen Berg, Mons, und eine Quelle, fons: Die Menschen nutzen beides und gewinnen seit Jahrhunderten Salz. Und es

gibt eine Brücke, pons, ein Werk der Kultur, das Menschen über die Ilmenau, einen von Natur aus bestehenden Fluss, gebaut haben.

Selbstverständlich war die Salzgewinnung ein wesentlicher Grund dafür, hier, an dieser Stelle eine Stadt zu gründen und wachsen zu lassen. Hier gab es Arbeit, hier sammelte sich Reichtum an. Aber man darf nicht vergessen, dass in dem Spruch von Lüneburg auch von der Brücke die Rede ist, der Brücke über die Ilmenau. Die Stadt hätte nicht so gut an dieser Stelle wachsen können, wenn hier nicht der Fluss genau von Süden nach Norden geflossen wäre. Auf diese Weise konnte nämlich die Brücke über den Fluss genau von Westen nach Osten gebaut werden. Dass dies wichtig war, merken wir, die wir hier in einer Kirche sitzen, in der altherwürdigen Johanniskirche. Sie ist nicht nur ein Baudenkmal ersten Ranges, sie ist nicht nur ein sakraler Ort. Sondern sie ist auch optimal in ihre natürliche Umgebung eingepasst. Fast jede Kirche, die aus dem Mittelalter auf uns gekommen ist, ist von Westen nach Osten orientiert. Der Altar steht immer im Osten, und Kirchenbesucher blicken immer nach Osten, der Morgensonne entgegen, wenn sie am Sonntagvormittag im Gottesdienst sind. „Ex oriente lux“, das Licht kommt von Osten, dort liegt das himmlische Jerusalem. Das ist uns selbstverständlich klar. Es war schlichtweg ideal für den Bau einer Kirche, für den Bau von Straßen und für den Bau einer Stadt, wenn sowohl die Kirchen als auch die Straßen von Westen nach Osten ausgerichtet waren. In Lüneburg sind alle wichtigen Straßen, die zur Brücke oder zu den Brücken über die Ilmenau führen, genau im rechten Winkel zum Fluss angelegt, und daher führen sie an den Kirchen entlang. Die Kirchen sind optimal in den Stadtgrundriss eingepasst, oder, man kann auch sagen, die Häuser der Stadt nehmen sehr gut auf den Verlauf der Ilmenau und auf die Orientierung der Kirchen Rücksicht. Uns, die wir hier in der Kirche sitzen, kann also klar werden, wie gut wir von

Natur, also von der Topographie, und von der Kultur, der Kirche nämlich, umgeben sind. Und weil die Stadt nun so logisch aufgebaut ist, kann man sich leicht in ihr orientieren. Man muss sich nur immer wieder klar machen, dass Lüneburg zwischen der Brücke über die Ilmenau und dem Berg liegt, an dem seit Jahrhunderten die Salinen betrieben werden. Ich finde es immer wieder großartig, dass Menschen solche Stellen fanden, um Städte zu gründen, um Städte zu bauen – und das ohne jegliche Form von Raum- oder Stadtplanung. Heute ist es sehr vernünftig, neue Bauwerke in die vorgegebene Struktur des Mittelalters einzupassen. Das dient der Orientierung der Menschen in der Stadt. An die Grundorientierung von Lüneburg haben sich auch die Architekten gehalten, die Lüneburgs neues Museum bauten. Das Gebäude steht parallel zur Ilmenau und ist von Süden nach Norden orientiert. Das neue Museum passt also optimal in das alte Straßenraster, und man findet es leicht.

Es gibt auch viele andere Städte, die ähnlich orientiert sind wie Lüneburg. Mir fallen Hamburg, Lauenburg, Celle und Rostock ein, die in ähnlicher Weise von Westen nach Osten ausgerichtet sind. Es gibt andere Städte, die genau von Süden nach Norden orientiert sind. Das ist ebenfalls günstig: Dort stehen die Kirchengebäude im rechten Winkel zu den Hauptstraßen. Wer das begriffen hat, wird sich in Verden, Nienburg, Lübeck, Göttingen oder Magdeburg hervorragend zurechtfinden. Doch leider gibt es auch Städte, die ich „unordentlich“ nenne. Dort sind die Flüsse, die Straßen und die Kirchen weniger gut aufeinander bezogen. Die Kirchen stehen schräg auf städtischen Plätzen, oder sie schmiegen sich nicht an die Straßen der Stadt an. Solche unordentlichen Städte sind beispielsweise Hannover, Bremen oder Berlin. Diese Städte wurden weniger gut geplant, vielleicht sind sie aus Siedlungen hervorgegangen, die keine Kirche hatten. Von Berlin wissen wir das; die Wurzeln der

deutschen Hauptstadt reichen in eine Zeit zurück, in der die Gegend noch nicht christianisiert war.

Kehren wir aber ins ordentliche Lüneburg zurück. Hier gibt es noch viele andere erstaunliche Bezüge zwischen Natur und Kultur zu bewundern, die die Menschen seit sehr langer Zeit schätzen. Lüneburg liegt im norddeutschen Tiefland, in dem es nur an wenigen Stellen Felsgestein gibt, nämlich nur dort, wo sich Salz im Untergrund angesammelt und die Gesteinsschichten über sich bis an die Erdoberfläche gedrückt hat. Das ist eine Besonderheit nicht nur in Lüneburg, sondern auch in Bad Segeberg oder auf Helgoland. An allen anderen Orten im Norden Deutschlands besteht der Untergrund nur aus losen Steinen, aus Sand oder noch feineren Gesteinsbruchstücken. Steine und Sand, das sogenannte Geschiebe, wurden von eiszeitlichen Gletschern aus dem Norden hierher gebracht. Die Eismassen blieben dort stehen, wo heute Norddeutschland liegt. Das Geschiebe blieb dort liegen, wo das Eis schmolz, als sich das Klima verbesserte. Kam in einer neuen Kältephase das Eis erneut aus dem Norden in den Süden, schoben die Gletscher die lockeren Schuttmassen zu Hügelketten zusammen, zu Moränenketten. In der vorletzten Eiszeit wurde daraus die sogenannte Hohe Heide mit den höchsten Hügeln der Lüneburger Heide um den Wilseder Berg. Dieser Hügelzug setzt sich weiter nach Norden fort. Dort wurde aus ihm die Jütische Halbinsel, auf der heute Schleswig-Holstein und Dänemark liegen. Die Moränenkette trennte die Ostsee von der Nordsee ab, und seitdem gibt es im Norden Mitteleuropas nicht nur ein Meer, sondern gleich zwei Meere.

Am Ende einer Eiszeit tauten besonders große Eismassen ab, und das hatte zur Folge, dass dann auch riesige Wassermassen zu den Weltmeeren abfließen mussten. Das Schmelzwasser schuf mehrere Kilometer breite Täler, die wir Urstromtäler nennen. Denn die Urströme

waren erheblich breiter als die Flüsse, die heute in diesen breiten Tälern verlaufen. Als die Moränen der Hohen Heide in der vorletzten Eiszeit zusammengeschoben worden waren und die Gletscher schmolzen, floss das Schmelzwasser im Aller-Urstromtal ab. In der letzten Eiszeit, die die Geologen Weichseleiszeit genannt haben, kamen die Gletscher nur noch bis in den Osten Schleswig-Holsteins und nach Mecklenburg. Das war vor 18 bis 20000 Jahren. Lüneburgs Umgebung lag damals im Gletschervorfeld, in einer baumlosen Tundra. Als das Eis schmolz, schuf es sich eine neue Abflussbahn, das Elbe-Urstromtal. Man muss sich das einmal vorstellen: Bei Tauwetter war damals die gesamte Niederung zwischen Lüneburg und Lauenburg von Wasser erfüllt. So viel Wasser fließt selbst bei einem der katastrophalen Hochwasserereignisse in der Elbe nicht ab. Der Fluss zog sich später in die Talmitte zurück. Wenn er über seine Ufer trat, lagerte er feines, toniges Sediment seitlich des Flusslaufes ab. Daraus wurde mit der Zeit das sogenannte Hochland. Das Hochwasser drang nur selten bis zu den Talrändern vor, und deshalb wurde dort viel weniger Sediment abgelagert. Das Land am Talrand, das sogenannte Sietland, war nach einigen Jahrtausenden niedriger gelegen als das Hochland, das immer höher wurde. Das Wasser konnte nicht mehr von den Talrändern zur Talmitte abfließen. Man erkennt das daran, dass ein Fluss wie die Ilmenau von Lüneburg aus nicht direkt zur Elbe fließt. Vielmehr mündet die Ilmenau erst kilometerweit unterhalb in die Elbe, und man musste ihren Lauf kanalisieren, um das Sietland einigermaßen trocken zu halten. Das war deswegen besonders schwierig, weil die Elbe gar nicht mehr in dem von ihr geschaffenen Hochland fließt, sondern zunächst im nördlichen Sietland, dicht am Rand des Urstromtals, bei Lauenburg und Geesthacht. Bei Winsen aber wendet sich der Fluss in sein südliches Sietland, und dort kann dann auch das Wasser der Ilmenau abfließen.

Die Ilmenau hat dort, wo sie das Urstromtal erreicht, ein relativ großes Gefälle. Im Urstromtal selbst aber fließt sie fast gar nicht mehr. Dort wird ihr Wasser auch bald von den Tiden der Nordsee, von Flut und Ebbe erreicht. Das hat für Lüneburg wichtige Konsequenzen. Das große Gefälle des Flusses am Rand des Urstromtals kann man nämlich für den Betrieb von Mühlen nutzen. Eine Stadt brauchte unbedingt Mühlen. Es musste zu jeder Zeit sicher gestellt sein, dass eingelagertes Korn zu Mehl verarbeitet werden konnte, so dass das tägliche Brot gebacken werden konnte. Nur so war die Stadtbevölkerung satt zu bekommen. Die Mühlen mussten sogar direkt im Stadtgebiet liegen, denn die tägliche Nahrungsversorgung musste auch dann funktionieren, wenn die Stadt belagert wurde. Und die Mühlen waren das ursprüngliche Dienstleistungszentrum, in denen Korn gegen Geld gemahlen wurde. So kam Geld in die Stadt. Lüneburg hat sicher mit dem Salz am meisten Geld verdient, aber warum sollte man nicht für eine Diversifizierung der Wirtschaft sorgen? Der andere große Vorteil für Lüneburg, der mit dem Urstromtal zu tun hat, ist der ebene Wasserspiegel der Ilmenau unterhalb der Stadt. Lüneburg war sehr leicht mit Schiffen zu erreichen. Man konnte bis zur Stadt mit ihren Brücken und Mühlwehren segeln, man konnte auch die wechselnden Tidenströmungen nutzen: Bei Flut ließ man sich nach Lüneburg treiben, bei Ebbe ging es wieder zurück. Lüneburg war auf diese Weise in ein grandioses Handelsnetz an der Niederelbe eingebunden, das seit dem Mittelalter immer weiter verfeinert wurde. Und die Stadt profitierte davon. Für Salz, mit dem man Fleisch haltbar machen konnte, gab es alles zu kaufen: Wein, Steine, Papier, Holz und Orgelpfeifen. Salz aus Lüneburg wurde darüber hinausgehend zu einem der wichtigsten Handelsgüter der Hanse, das von Lübeck aus per Schiff in den gesamten Ostseeraum transportiert wurde. Man brachte Salz nach Bornholm und Südschweden, salzte dort frisch gefangenen

Hering und brachte den konservierten Fisch zurück nach Mitteleuropa, auch nach Lüneburg. Hering wurde auf diese Weise zu einem weiteren Grundnahrungsmittel in mittelalterlichen Städten, das nicht nur für die Reichen erschwinglich war. Über weitreichende Handelsbeziehungen kamen zahlreiche weitere Güter in die Stadt, zum Beispiel Reis, Feigen und Weinbeeren aus dem Mittelmeergebiet, ein so exotisches Gewürz wie der Pfeffer aus Südasien und Nadelholz, aus dem man den Kran an der Ilmenau baute. Vielleicht kam es aus dem Elbstandsteingebirge, wohl eher aber aus Skandinavien oder dem Baltikum, wo es große Nadelwälder gibt. Da ist es kein Wunder, dass man sich für ferne Länder zu interessieren begann: Im Lüneburger Museum werden zahlreiche Landkarten aus dem Bestand der Sternschen Buchdruckerei gezeigt.

Das von Natur aus vorhandene Salz war aber nicht nur ein Segen für die Menschen in Lüneburg und ihre Kultur. Das lockere Geschiebe über den ausgeräumten Salzlagerstätten im Untergrund sackte mal hier, mal dort zusammen, so dass Häuser zusammenbrachen und Kirchtürme sich zu neigen begannen. Immer wieder meldete sich also die Natur zurück und zeigte ihre Macht. Der Mensch musste sich immer wieder damit auseinandersetzen und neue Kultur schaffen, neue Häuser bauen.

Die Beschaffung von Baumaterial war in einer norddeutschen Stadt aber immer ein Problem. Denn dort, wo es von Natur aus kein Felsgestein gab, standen nur Findlinge als Natursteine zur Verfügung. Man hat den Eindruck, dass man beim Bau von Kirchen mit Findlingen anfing, aber damit bekam man die Wände nicht hochgezogen. Man brauchte künstlich hergestellten Stein, man musste Ziegel backen, Backstein herstellen und daraus Kirchen und Häuser bauen. Ich erinnere mich daran, wie ich mit einem Gast aus Italien Lüneburg besichtigte; er äußerte sich zunächst abfällig über den minderwertigen Backstein, den in Italien nur arme Leute verwenden. Ich konnte ihn zum Glück eines

Besseren belehren, indem ich auf die besonderen Zusammenhänge zwischen Natur und Kultur hierzulande einging. Aber Menschen reagieren ja gelegentlich merkwürdig auf das was, was durch Natur und Kultur geschaffen wurde. Für Skandinavier galt es als erstrebenswert, ebenso wie die Lübecker, Hamburger und Lüneburger in roten Häusern zu leben. Bei ihnen gab es aber keinen Backstein; die Schweden lebten und leben in Holzhäusern. Doch seit der Hansezeit strichen sie ihre Häuser rot an mit einer Farbe, die sie in ihren Eisengruben von Falun gewannen und daher Faluröd nennen. Man merkte bald, dass diese Farbe Holz gut konservierte, und daher strich man seine Hütten bald nur noch mit Faluröd an. Aber der Impuls dazu ging von den mitteleuropäischen Backsteinbauten aus. Diese Geschichte von Natur, Mensch und Kultur ist aber noch nicht zu Ende: Heute träumen die Deutschen von einem rot gestrichenen Schwedenhaus, das sie sich in Fertighauskatalogen aussuchen können.

Man könnte noch sehr viele weitere Geschichten zu Beziehungen zwischen Natur, Mensch und Kultur erzählen. Aber das möchte ich doch dem neuen Museum überlassen, in dem die Fäden zwischen natur- und kulturwissenschaftlichem Wissen zusammengeführt werden. Manche Besucher werden dies vielleicht nicht mögen, weil sie lieber an einem Sonntag nur etwas über Kunstgewerbe, am kommenden Sonntag nur etwas über Geologie erfahren wollen. Aber dabei werden gewissermaßen nur Schubladen des Wissens gefüllt. Darauf kommt es aber nicht an. Man kann sich heute über jedes spezielle Wissensgebiet rasch informieren. Das gelingt auch bei der Nutzung einer Datenbank in einem Computer. Was der Computer noch nicht kann und nie in aller Vielfalt leisten kann, ist die immer wieder neue Vernetzung des Wissens, das als Basis von Bildung gelten kann. Da kommt es darauf an, dass man weiß, wie die Kulturstadt Lüneburg auf ideale Weise in eine Natur

eingebettet ist, dass man weiß, wie Ton zu Backstein wurde und wird, dass man weiß, warum Salz so wichtig war für die Entwicklung der mittelalterlichen und auch modernen Kultur.

Bildung beruht auf einem Wissensnetz, das wir in uns aufbauen. Bildung besteht nicht aus separaten Fächern, die aufgezogen und verschlossen werden. Bildung beruht nicht auf auswendig gelerntem und wieder vergessenem Wissen. Wir können uns alle Einzelheiten viel besser merken, wenn sie im Netz des Wissens festgehalten werden. Menschen müssen sich ihrer Stärken bewusst sein. Von einem Computer unterscheiden Menschen sich unter anderem dadurch, dass sie Wissen auf eine noch nie vorgedachte Weise vernetzen können und auf dieser Basis Verantwortung entwickeln. In diesem Bewusstsein werden Menschen unaufhörlich überrascht, wenn sie das neue Museum besuchen und dort Natur und Kultur kennenlernen.

Das Museum Lüneburg heißt uns Willkommen zur Eröffnung, und unter diesem Gruß ist das berühmte Dichterwort von Hermann Hesse zu lesen: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben.“ Das ist gewiss wahr. Doch der Zauber eines Museums, das viel zu bieten hat, wirkt länger, über seinen Anfang hinaus. Man kann jeden Besuch in einem solchen Museum mit einem Fischzug vergleichen, bei dem Wissen in unserem Bildungsnetz hängen bleibt. Dabei gibt es immer wieder einen neuen Anfang, dem ein Zauber innewohnt, der uns beschützt und zu leben hilft.

Prof. Dr. Hansjörg Küster, Präsident des Niedersächsischen Heimatbundes und Leibniz Universität Hannover, Institut für Geobotanik, Nienburger Straße 17, 30167 Hannover, kuester@geobotanik.uni-hannover.de